

Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich
Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich
Band: - (2019)
Heft: 34

Artikel: A conversation with Astrid Staufer about identity
Autor: Staufer, Astrid
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-919362>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

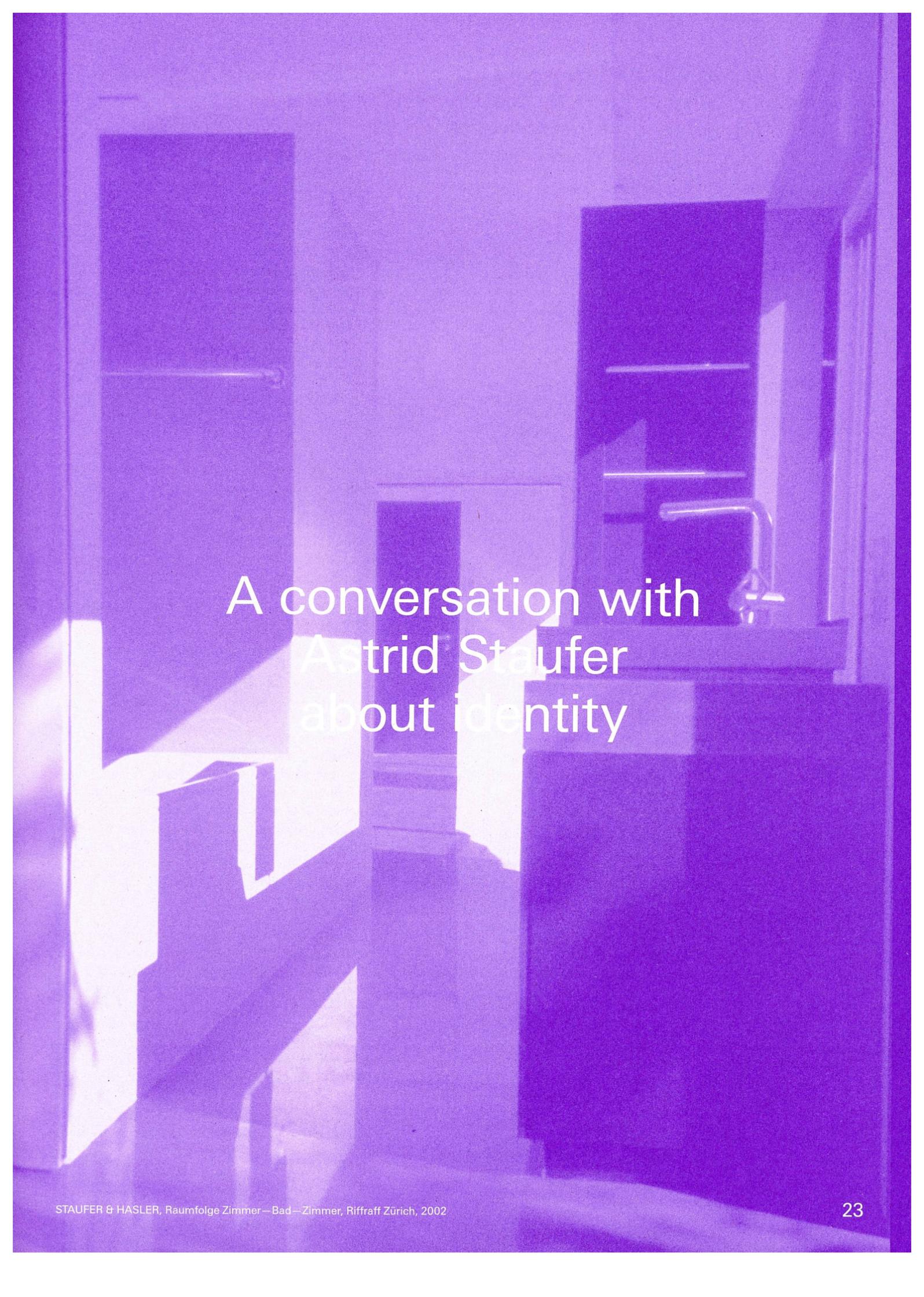
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



A conversation with
Astrid Stauffer
about identity

Ein Gespräch über Vergangenes und potentiell Zukünftiges. Über die Methodik des Entwurfs, die Janusköpfigkeit des Bildes, die stetig notwendige Transformation unseres Berufs, die Distanzierung zur Baupraxis und die Flucht in Theorie oder interdisziplinäre Zusammenführung.

AS So wie ich eure Themen auffasse, geht es euch um eine Standortbestimmung. Wie sehen die Perspektiven von Studenten, künftigen Architekten aus? Das finde ich sehr unterstützenswert, denn wie ich glaube, sind wir Architekturschaffende gerade in einer unglücklichen Lage gefangen—vergleichbar vielleicht mit einer mehrspurigen Schnellstrasse ohne Abzweigungen und Ausfahrten, sprich: Die Komplexität unseres Berufs scheint uns abhanden gekommen zu sein, obschon er gleichzeitig immer komplexer wird.

TM Was hat uns in diese Situation geführt?

AS Es gibt viele Faktoren. Als erstes möchte ich auf den Begriff des «Bildes» eingehen. Was verstehen wir heute darunter? Einerseits ist das Bild ein wichtiges Instrument für uns Architekten, wenn ich aber in diesem Kontext von Bildern spreche—oder vom bildhaften Entwerfen—dann meine ich damit das schnelle, digitale, global verfügbare Bild, auf das man durch windiges Surfen im Internet Zugriff hat. Man sucht querbeet und stösst dabei prompt auf eine Menge Referenzen. Die ansprechendsten greift man heraus und «wendet sie an», collagiert und kombiniert sie in beliebiger Weise. Dieses oberflächliche Verfahren ist während den letzten zehn, zwanzig Jahren unter uns Architekten eine gängige Entwurfsstrategie geworden.

An einer solchen Methodik üben wir, unser Büro und ich, klare Kritik. Wir sind überzeugt, dass dieser Weg uns in eine Leere hineinführt, zu einer vergänglichen, irrelevanten Architektur. Bereits 2002 hatte Helmut Federle—in seiner Ansprache zur Entgegennahme des Betonpreises an der ETH—uns ja vor diesem Phänomen gewarnt:

«Heute scheinen jedoch Konsens- und vor allem Konventionsfähigkeit selbstreferenziell zu herrschen. [...] Man macht, was man will, und darin verbrüdet man sich. Man sucht das Nest der Tonangebenden, und insofern macht man schlussendlich gar nicht, was man will. Man verhungert am vollen Teller.»

Wir agieren also in dieser üppigen Welt. Im Internet steht uns ein unendlicher Fundus an Quellen, Nachweisen, Berichten, Bildern zur Verfügung—soviel zur Sonnenseite. Die Schattenseite ist die Oberflächlichkeit, mit welcher wir geniessen und nicht mehr verdauen. Diese Absenz von Reflexion ist verheerend, denn ohne Hintergründe lässt sich der Kern der Architektur weder vermitteln noch erforschen. Als weiteres Problem kommt hinzu, dass die Form sich auf zweidimensionalen Bildern viel plakativer darstellen lässt als der Raum. Insofern ist unsere Disziplin gefangen in der Form—während unser Beruf ja vor allem das Schaffen von Räumen und das Erfassen des «Wesens» von Architektur zum Ziel hätte. Dafür braucht es vielschichtige Hintergründe und Verschränkungen, eben: Reflexion.

TM Können wir denn nichts gegen diese Entwicklung tun? Ist sie vielleicht einfach zu bequem als dass sie geändert werden will?

AS Viele Architekten befinden sich heute in einer defensiven Haltung, in der sie sehr direkt als Dienstleister aus den Bedingungen heraus operieren. Im Studium, im Zeitalter der «Rosi-Schule», die an der ETH ja bis vor kurzem andauerte, haben wir gelernt, dass das Erfüllen von Bedingungen—Aufgabe, Kontext, Geschichte, Gesellschaft—bereichernd sei für den Entwurf. Gegen die ideologisch geprägte Moderne mit ihrem etwas reduzierten Leitmotiv von »form follows function«, dem klare Regeln zugrunde lagen, haben sich für uns damals neue Freiheiten aufgetan.

Einer der frühen Kritiker an diesem modernen Regelwerk war Luigi Caccia Dominioni in seinen Bauten der Nachkriegszeit, der 1950er- und 60er-Jahre. Für ihn war der Grundriss die «Erzählung einer Geschichte», die stark auf die räumliche Wahrnehmung des Menschen und seine Befindlichkeit ausgerichtet war. Die Hülle dagegen—und das war das Antimoderne—löste sich von diesem inneren Wahrnehmungssystem ab und orientierte sich—unabhängig davon—am Kontext der Stadt. Zwei Welten, eine innerne und eine äussere, prallten so unvermittelt an der Fassade aufeinander.

Je nach Ort und «Nutzersubjekt»—ein typisch italienischer Begriff dieser Zeit—erhielt so jedes Gebäude seine ganz eigene Identität, ohne jegliche Stilbildung.

TM Caccia Dominionis Gesamtwerk lässt sich tatsächlich nicht stilistisch ordnen, trotzdem sind seine Bauten klare Identitäten im Stadtraum. Wie soll man eigentlich mit dem Wort «Identität» umgehen?

AS Das Wort «Identität» wird oft mit «Einmaligkeit» gleichgesetzt. Eine eigene Identität zu haben, bedeutet für viele, eigenständig zu sein, einen eigenen Willen zu besitzen, anders zu sein als die anderen. Paradoxerweise stammt der Begriff aber vom lateinischen «idem» ab—woraus auch das Wort «identisch» abgeleitet wird. Und es wird klar, dass Identität erst und nur dann entstehen kann, wenn es schon viele gleiche Dinge gibt. Die Identität ist in diesem Sinne nicht gleichzusetzen mit Einmaligkeit, sondern ein leicht variiertes Anderssein unter vielen Gleichen. Die Identität besteht bei Caccia nun eben nicht in einer «Stilbildung» innerhalb seines Werks, sondern in der Suche nach einer zeitgemässen Sprache zur Verbrüderung seiner Bauten mit dem jeweiligen Kontext. Oder in der Erzählung einer Geschichte, die im Innern ganz klar zusammenhängt und an Traditionen anknüpft, trotzdem aber ihren eigenen, heutigen Weg findet. So erhält jeder Bau einen anderen Ausdruck, um sich mit den jeweilig inneren und äusseren Gleichen zu verbinden. Das habe ich im Studium—im Rahmen meiner Wahlfacharbeit—über die Hintergründe des Entwerfens gelernt. Lustigerweise in einer Zeit, als die frühen Entwürfe von Herzog & de Meuron, dreissig Jahre nach Caccia, ganz ähnliche Wege einschlugen. Auch sie waren natürlich von der Lehre Rossis in den 70er Jahren geprägt, die stets zwischen objektiver Analyse und subjektiver Wahrnehmung oszilliert. Leider scheint sich das «Thematisieren von Bedingungen» nach 40 Jahren aber etwas leergelaufen zu haben.

TM Haben viele diese Bedingungen zu eindimensional behandelt?

AS Genau! Es ist wichtig zu begreifen, dass diese Bedingungen nicht per se ausreichen, um einen Entwurf zu formen, sondern dass es ein Konstrukt braucht, das sie zentriert—eine dahinterliegende Absicht des Entwerfenden! Die Auslieferung an die Bedingungen muss mit einer Methodik, einer Haltung hinterlegt sein, sonst ist es fatal. Erinnern wir uns an das Federle-Zitat: Nur wenige denken vermutlich noch über ihre Haltung, ihre Positionierung

nach—sei sie gesellschaftlicher, politischer oder kultureller Natur. Viele scheinen im Wiederkauen gefangen. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte, mit ihren Referenzen und Bildern, ist aber kulturell nur dann interessant, wenn wir ihr wieder etwas zurückgeben.

Diese Verantwortung hinsichtlich eines Weiterschreibens der Geschichte scheint vielen Architekturschaffenden nicht mehr bewusst zu sein. Wir können nicht nur von der Geschichte nehmen, wir müssen ihr auch etwas liefern: relevante Beiträge.

TM Das Bauen hat sich vermutlich über die Jahre verändert. Herrschen komplexere oder gar kompliziertere Bedingungen als zuvor?

AS Ich habe dazu ein Beispiel. 2002 bauten wir zusammen mit Meili, Peter das Wohnhaus RiffRaff in Zürich. Obschon es dazumal wegen seinen übergrossen Fenstern als skandalös galt, ist es für mich noch immer eines der schönsten Projekte, das wir je realisieren durften. Wenn ich heute dort vorbeikomme, werde ich wehmütig, denn so, wie wir es vor siebzehn Jahren gebaut haben, wäre es heute in keinerlei Hinsicht mehr realisierbar. Damit meine ich, dass dieses Projekt all den heutigen Normen und Vorgaben betr. Minergie, Barrierefreiheit, Fallsicherheit etc. nicht mehr entsprechen würde. Grund dafür ist der grassierende Standardisierungswahn—die Perfektionsspirale, wie ich sie nenne—die damit zu tun hat, dass wir seit den 90er Jahren keine Krise mehr erlebt haben. Seit dann bietet die ökonomische Lage der Schweiz optimale Möglichkeiten für das Bauen. Dies führt zu immer mehr Aufträgen und Hand in Hand zu mehr Architekten, mehr Beratern, mehr Spezialisten, Juristen und noch mehr Amtsstellen, die sich allesamt mehr und mehr spezialisiert haben. Man umzingelt sich gegenseitig mit Legionen von optimierten Fachspezialisten. In der Mitte stehen wir Architekten, als «Spezialisten für das Ganze», die das Wesen unserer Architektur behüten und verteidigen müssen. Ähnlich dem Dirigenten in einem Orchester muss der Architekt die einzelnen Instrumente zu einem grossen Klang vereinen.

TM Ist man denn als Architekt nicht zugleich Dirigent und Komponist des Stücks? Zeitliche Kapazität zaubert man ja nicht einfach aus dem Ärmel. Bleibt in diesem Strudel von Arbeit denn nicht entweder das Komponieren von Räumen oder das Dirigieren von diesen an die Fachspezialisten auf der Strecke?

AS Das ist ein grosses Problem, denn viele Architekten ziehen sich vermehrt in ihre eigene, massgeschneiderte Spezialistenrolle zurück:

die des Entwerfenden. Sie geben Ausführungspläne und Umsetzung an spezialisierten Firmen für das Baumanagement ab und entziehen sich so dem eigentlichen Bauprozess. Wir stellen uns vehement gegen diese Entwicklung. Das Wesen der Architektur ist ein zartes und der Dirigent begleitet sein Stück ja auch bis zum Ausklang des letzten Tones.

Aber ich greife vor, denn die Auswirkung der Optimierungsspirale greift schon viel früher ins Handwerk der Architekten ein. Der Verlust der «Idee», gegen die sich das Zeitalter des Thematisierens von Bedingungen gestellt hat, ist auch ein Verhängnis. Vor zwanzig Jahren wurden etwa Wettbewerbe noch viel offener ausgeschrieben. Heute ist schon im Programm alles vorgegeben—jeder weiss, was Architektur zu leisten und zu befriedigen hat. Verkaufsspezialisten und Immobilienberater sind von Anfang an taktangebend. Das ist eine tragische Entwicklung, denn die Architektur muss über die kurzfristige Befriedigung des Marktes in die Zukunft hinausblicken können. Unsere Aufgabe als gesellschaftlicher Seismograph kann nicht mehr wahrgenommen werden.

Ich komme auf deine Frage zurück. Was in dieser Entwicklung am meisten auf der Strecke bleibt, ist unsere Einmischung in die Prozesse des Planens und Bauens. In der heute herrschenden Druck- und Konkurrenzsituation schauen die Architekten nicht mehr über den Tellerrand des eigenen Büros hinaus, engagieren sich kaum mehr in den Verbänden und vergessen dabei ihre eigene Geschichte. Denn anonyme Wettbewerbe, die den noch unerfahrenen Nachwuchs fördern, sind nicht einfach vom Himmel gefallen. Unser Büro etwa hat in seiner Anfangsphase stark davon profitieren dürfen. Für diesen Luxus aber haben unsere Vorgänger gekämpft: Schon immer musste die Gemeinde der Architekten politisch und gemeinsam für die Qualität ihres Berufes eintreten. Und gerade das wäre unter den jetzigen Umständen enorm wichtig.

TM Das ist ja bloss noch eine Aufgabe, die dazu kommt.

AS Tja, ich glaube wir müssen uns deshalb auch vom Bild des vorne stehenden Dirigenten verabschieden. Sind wir Architekten und Bauingenieure—sie gehören ja auch zur gestalterischen Disziplin—vielleicht eher eine Gruppe von Choreographen, die das gesamte Geschehen aus der Mitte heraus lenkt? Dazu müssen wir nicht das Fachwissen jedes Spezialisten in der vollen Tiefe teilen, aber wir müssen mindestens eine Ahnung davon haben. Statt gegeneinander anzutreten, sollten wir uns im

Grossen verbrüdern gegen die Vereinzelung, die alles zersetzende Perfektionierung im Kleinen. Jetzt werde ich schon fast ein bisschen missionarisch... (lacht), wie damals die modernen Architekten, bei denen wir in unserem Gespräch gestartet sind. Aber es ist anders: Dieses Ziel braucht eine tolerante Haltung und die Möglichkeit des Dialogs auf alle Seiten.

TM Das Bild einer Blume, in deren Mitte die Architekten und Architektinnen sich befinden und die umkränzenden Blätter die Fachspezialisten darstellen. Wie fügt sich das BIM-Modell in dieses Bild ein?

AS Im BIM-Modell sind wir Architekten nur noch als «Fachplaner Architektur» vorgesehen. Die Mitte ist somit freigespielt und neu besetzt—durch das BIM-Konstrukt, einem Modell, das aus der Produkteindustrie hervorgegangen ist. Diese Mitte darf nicht besetzt werden von einer rein ökonomischen Instanz, die sich keine Fragen mehr zum inneren Wesen der Architektur stellt.

Als ich mich als Studentin mit Caccia Dominioni beschäftigte und versuchte, mit ihm seine Projekte und Entwürfe zu ordnen und zu verstehen, habe ich gelernt, dass Entwerfen aus dem aufmerksamen Beobachten der Umwelt und der Geschichte hervorgeht. Gute Architektur entsteht nicht aus dem «Bauch» heraus. Sie hat ihren Ursprung im Nachspüren von dem, was berührt. Es muss dann angeeignet und übersetzt werden in unsere Zeit und in unser eigenes Leben. Im Grunde sind wir ewig Forschende—mit immer neuen Mitteln, aber mit der immergleichen Aufgabe.

Durch das introvertierte BIM-Modell geknechtet zu werden, wäre eine bedauernswerte Entwicklung. Dafür gibt es noch viel zu viel zu entdecken—gerade auch ausserhalb unserer konkreten Berufswelt. Schon als Studentin habe ich oft über den Tellerrand geschaut und meine Entwurfsarbeit von anderen Disziplinen befruchten lassen. Andrej Tarkowskij etwa, der russische Filmmacher, war mir eine Quelle der Inspiration. Seine Methodik reflektierend sprach er stets von der «poetischen Logik», dem verheissungsvollen Versprechen, dass Poesie sowohl formuliert als auch konstruiert werden könne. Man muss diese Poesie finden und beschreiben, um mit anderen in den Diskurs zu treten. Dies zu versuchen, ist unsere Aufgabe. Erst wenn wir uns verständigen können in unserem Ziel, können wir mit anderen einen gemeinsamen Weg beschreiten. Wir versuchen dies in der Lehre oder im Büro durch die vergleichende Betrachtung von Zeichnung, Modell und Text.

TM Um in der Architektur über dieses blosse Gefühl hinauszukommen und eine Poesie konstruieren zu können, braucht man Erfahrung. Wie kann die Jugend diese Erfahrung erlangen und lernen, Verantwortung für das Feld der Architektur zu übernehmen?

AS Dazu habe ich eine entschiedene Meinung. Ihr Studenten seid meine Hoffnung! Die Introvertiertheit der Büros, die sich in den letzten zwei Jahrzehnten eingestellt hat, gilt es aufzubrechen. Wir müssen uns auch wieder nach aussen engagieren und Türen aus unserer Disziplin hinaus öffnen, um unser Denken und Arbeiten von anderen inspirieren zu lassen. Zu viele drehen sich heute ausschliesslich in ihrem Feld: Man kopiert Grundrisse aus Atlanten, übernimmt Darstellungen von anderen Wettbewerbsabgaben. Das Verhalten ist total inzestuös. Die Architektur hat sich schon immer daran genährt, sich mit Fragen und Methoden ausserhalb der Disziplin zu beschäftigen. Wir müssen uns wieder Zeit nehmen, uns mit Philosophie, Literatur, Theater, Film, Kunst und weiteren Aussenwelten zu befassen, um unsere eigene Welt zu befruchten, sie in einen weiten, gesellschaftlich-kulturellen Bogen zu stellen. Figuren wie Richard Sennett machen sich Gedanken über den Charakter des Handwerks, die kontemporäre Stadt, das Arbeiten und das Leben—dies wäre auch unsere Pflicht. Dafür braucht es Zeit—und das ist genau das, was die Jugend hat und sich bewahren muss. Über die eigene Entwicklung, über Wünsche und Erwartungen reflektieren zu können, ist ein wunderschönes Privileg, das man nicht einfach so vorbeiziehen lassen sollte. Wann, wenn nicht in dieser Lebensphase, kann man sich auf wenige Themen beschränken, um sie in ihrer Tiefe zu verstehen? Muss man schon während oder gleich nach dem Studium den grossen Wettbewerben nachjagen? Wenn man weiss, was einen bewegt und berührt, findet sich der Weg von selbst. Jeder sichere Schritt zählt und bereichert die Erfahrung, auch wenn man nur langsam vorankommt. Nur als Spezialisten für das Ganze können wir am Wesen der Architektur weiterwirken und ja, wieder ganz hoffnungsvoll in die Zukunft schauen.